

nämlich ob Ihr, theuerste Margareth, Euch je entschließen könntet, nicht als meine Schwester, sondern als mein vielgeliebtes Ehgemahl mein Lebensschicksal zu theilen — ob Euer Herz und Sinn fest genug wäre, mir all die langen Jahre hindurch, die ich zur Erlangung des von mir heißgewünschten Berufes brauchen werde, in unerschütterter Treue ergeben zu bleiben? Und nicht in unwandelbarer, sondern auch in verschwiegener Treue, denn ich könnte weder vor Eurer Mutter, noch auch vor meinen Eltern mit der Werbung um Euch hervortreten, wenn ich nicht Stand und Einkommen danach hätte, auskömmlich für einen Hausstand sorgen zu können.

Nun aber antwortet mir, herzlichste Margareth. Seht, ich habe Euch so offen meine höchsten Wünsche und geheimsten Gedanken kargelegt, als spräche ich in der Verichte und ebenso wollet mir Antwort geben. Sagt ihr zu Allen Ja, so macht ihr mich zum glücklichsten Menschen — halt Ihr aber ein Nein für mich — dann Margareth, ja dann — muß ich eben Euer Bruder bleiben.“

Ohne diese lange Rede durch einen Laut oder eine Bewegung zu unterbrechen, hatte Margareth von Schließen zugehört und schwieg auch nun eine lange Weile, nachdem Martin geendet. Aber sie ließ ihn ruhig ihre Hand, als ob es keinen sichereren und besseren Platz für dieselbe gäbe und als sie nun endlich zu reden begann, gab sie den seltenen Druck der feinen sogar herzlich zurück.

„Was Ihr da gesprochen, Martin, hat mich sichtlich überrascht,“ sagte sie nun mit langsamem und doch festem Ton. „Wie habe ich an's Heirathen gedacht und konnte es auch wohl nicht, da ich ja so blutarm bin. Immerhin aber erscheint es mir viel begehrenswerther, ein solches Hausfrau zu werden, als Nonne oder Hofräulein, und wenn ich denn schon einen Ehgemahl haben soll, — so — nun, so seid Ihr mir lieber dazu, als jeder Andere, das magt ihr wissen, Martin.“

Dieser stieß einen leisen Jubellaut aus und preßte die Jungfrau an sich, die ihn sanft wehrte und fortfuhr:

„Warten und recht lange warten, bis Ihr in der Lage seid, einen Hausstand zu gründen will ich herzlich gern. Ja, ich könnte meine altersschwache, pflegebedürftige Mutter doch auch gar nicht verlassen.“

„Die nehmen wir dann zu uns,“ schaltete Martin glücklich ein.

„Ja,“ nickte Margareth, „wenn wir erst ihre Einwilligung haben, Lieber. Denn das wird schwer halten, wir: ich die Frau Mutter kenne. Bei deinen Eltern aber ebenfalls — das weißt du so gut als ich. Der reiche und angesehen Herr Bürgermeister wird auch eine reiche Schwiegerin haben wollen und kann eine solche ja auch jederzeit bekommen. Da wird's viele Schwierigkeiten zu überwinden geben, Martin und wenn die heilige Jungfrau nicht ihren besonderen Segen dazu giebt, kommen wir wohl nie zusammen.“

„Doch, doch, herzlichste Margareth!“ rief er siegesgewiß. „Wenn Ihr mir nur treu bleiben wollt all die Zeit hindurch, erscheinen mir alle anderen Hindernisse wie eitel Narretzei. Und das wollt Ihr doch, Margareth?“

„Bei meiner Seelen Seligkeit!“ sagte sie einfach und doch feierlich. Kein flammender Kuß besiegelte das Verlöbniß dieser kindlich reinen Seelen, nur die Hände schlossen sich in einander zu festem Druck und die Sterne funkelten hernieder auf die Neuverlobten. Lange sprachen die Beiden kein Wort, es war ihnen so andächtig, so heilig zu Muth. Dann aber fragte Martin leise: „Und nicht wahr, Margareth, es soll vor der Hand Niemand darum wissen, wie wir Zwei und Gott allein?“

Sie nickte. „So ist's am besten, Lieber!“

In diesem Augenblick hielt der Schlitzenag. Die Beiden sahen erkaunt empor und gewahrten zu ihrer größten Verwunderung, daß man bereits das Thor der Stadt passiert hatte und auf dem Marktplatz hielt. Hatten sie denn so ganz und gar Zeit und Raum vergessen in ihrem Liebesgeplauder? Aber es mußte doch wohl so sein, denn da stand der Rathshausthurm und um ihn herum all' die wohlbekannten Bürgerhäuser und ehe sie noch recht zur Besinnung kamen, schallten aus allen Schlitzen herzliche Abschiedsworte herüber und hinüber. Da stimmten denn auch die beiden Verlobten ein, riefen wie die Andern Alle den Wunsch auf baldige Wiederholung der Partie in das allgemeine Stimmengewirr hinein und dann löste sich der Zug auf und jeder Jüngling fuhr seine Straße entlang, um seine Partnerin nach Hause zu bringen. Vor der Hausthür forderte und empfing dann jeder Schlitzenführer das Schlitzenrecht — den Kuß — von seiner Gefährtin und selten blieb es wohl bei einem. Nur Martin und Margareth, die Neuverlobten, küßten sich nicht. Nur ihre Hände legten sich noch einmal zusammen und Martin küßte, der Geliebten zum ersten Male das süße Du gehend:

„Du bist doch stets um die Mittagzeit im Garten, Margareth?“ und sie antwortete: „Jeden Tag, Martin — veräume Du nur die Zeit nicht!“ dann war sie in die Hausthür getreten.

Die Mutter empfing sie mit einigen faßten Vorwürfen über das lange Ausbleiben, aber Margareth küßte sie so herzlich und schilderte so leuchtenden Auges die Freuden der herrlichen Schlitzenfahrt, daß Frau von Schließen bald verstummte. Dann bereitete die Jungfrau den Abendimbiß und bald nach demselben erschien wie gewöhnlich der Domherr. Er war in bester Laune und scherzte fast unaussprechlich mit Mutter und Tochter, welche beide, wie auf stillschweigende Beraubung, kein Wort von Margarethens Schlitzenvergnügen verlauten ließen. Und doch beschäftigte nur dieser eine Gedanke das schöne Kind und im Banne der Nacht spamm sie dann das Zusammensein mit dem Geliebten weiter.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Jagdschloß Stern bei Potsdam.

Von Heinrich Wegener.

Das Jagdschloß „Stern“ steht auf sagenreichem Boden. Der düstige Schleier der Mythie lagert sich über diese stille Haide mit ihren Sümpfen und Mooren, und die romantische Poesie von Baldmanns Heil und frohen Jagdanzügen redet hier zu uns aus einem, Jahrhunderte alten Buche. Trotz der im Laufe der Zeiten

unermülich schaffenden und verändernden Menschenhand, trägt noch heute dieser Boden denselben dunklen Wald, wie in den Tagen der Wendon, — rieselt noch im alten Lauf durch Sumpf- und Moorboden der Letzte-Bälte klare Wasser in den schwärgamen Griebnissee, auf dessen glattem Silberspiegel das träumerische Bild der

bevaldeten hohen Abhänge des Stolper Berders zittert, — fließt noch der Nuthe tüchtiges Gewässer durch das breite Wiesenthal, eine natürliche Grenze zwischen dem Teltow und der Zauche. Baum, Quell, See und Fließ sprechen zu unserm Gemüth mit abnungsvollem Dämmerchein, geben uns uralte Räthsel auf, und das Kaulchen des Waldes singt bedeutungsreiche Lieder vom Kampfe menschlicher Leidenschaften.

Ein getreues Bild märkischer Landschaft ist democh dieser Theil Brandenburgs. Steriler Sandboden, klare, von Erlenbüschen umsäumte Seen, schwarzgrüne Lagunen, einsam traurige Föhrenstreden, dazwischen auch wohl heller Eichen- und Birkenland. Vorherrschend jezt die Kiefer, der genügsame Baum, der auf den unfruchtbaren Sanddünen seine todtensstillen Wälder ausbreitet. Vielleicht ist es gerade der gleichförmige, melancholische Charakter der Föhrenwälder, sowie der nahrungslose weiße Treibsand, den nur das rostfarbene Haidekraut überzieht, oder der abgefallenen braunen Nadeln glatte Fläche, welche den märkischen Reihäiden eine schwermüthige traurige Stimmung verleihen, und von der Armut seiner Bewohner Kunde geben.

Nicht Vogelklang und geschwähiges Duellengemurmel unterbricht die lautlose Stille, schül und bewegungslos ruht die heiße Zuluft zwischen den moosbeirasteten, rostrothen Stämmen, schwache Vegetation ringt mit dem Dasein in dem mit Nadeln und Reihäpfeln übersäeten Boden, nur rasenartig breitet sich der Heidelbeere buchsbaumartig gestaltetes Kraut oder der hellgrünen Erdbeere freundliches Dreiblatt aus, untermischt von dem Purpur der reisenden Frucht des Vacciniums und dem bleichen Rosa der Hagedornrose. Und doch ertrudt hier ein starkes Geschlecht!

Steigen wir in den Schacht der Vorgeschichte von Jahrhunderten zurück, als eine reiche Thierwelt diese Gegend bevölkerte und des Wenden schwirrender Pfeil oder der geschleuderte Speer noch nicht so verheerend unter den Bewohnern des Waldes ausräumte, wie das fernhin treffende Blei aus der Büchse des Jägers. Damals leckte der Auerock den kampfmüthigen Jüngling, und des Ebers gewaltiger Zahn schreckte nicht den Jäger und seine Müden. Im Sumpfe glaubte sich der Elch vor seinen Feinden geschützt, und den spielenden Wolf erlegte der behende Wende und überlistete den kunstgeschickten Viber in seinem Bau an der Bäte und Nuthe. Den flüchtigen Hirsch jagte die Reute in die Schlinge, und aus der Luft holte der laufende Pfeil den Reiter, damit seine Federn als Ehrenzeichen schmückten das Haupt des sicher zielenden Schützen. Auf den stillen Fluthen des Griebnitzsees zog der wilde Schwan seine Kreise oder schwang sich in mächtigen Flügel schlägen über den dunklen Tann dahin, das heiße sehnsüchtige Ziel des jungen Kriegers, der nur zu gern im Schmutz der Schwaneneider im Kreise seiner Gefährten erwichen. — Die fischreichen Gewässer durchzog das engmaschige Netz der als Fischer geschätzten Wenden, und lautlos glitt das schmale Boot unter der geschickten schnigen Hand des Fischers über die klaren Fluthen dahin!

Und heute? Nur noch das Reh wandelt scheu durch den Forst; verschwunden sind Hirsch und Wolf, und die fortschreitende Kultur hat Viber und Wildsau verjagt.

Aber der die Männerbrust schwellende Jagdruß und der Waldhörner lustige Fanfaren schallen noch heute wie vor Jahrhunderten durch denselben Tann, und haben nie darin aufgehört, das Echo zu werden. Die Hohenzollern, Freunde des edlen Waidwerks, haben den Werth dieses Terrains gar wohl erkannt, und oft zog bei Fürst mit seinem Jagdtroß von dem „alten Haus“ zu Potsdam hinaus in den Wald zum frischen frühlichen Jagen.

Der jagdtroße Joachim I. erkaufte 1509 von denen von Schladerndorf auf Beuthen den Buchhorst mit der Tüdelwiese an der Nuthe sammt der Fischerei von der Halenmühle bis Neuendorf. Er vergrößerte mit diesem Anlauf den schon vorhandenen kurfürstlichen Wildpark in dieser Gegend. Sein Nachfolger umhegt das Gebiet

mit einem Wildgatter, damit des Landmanns Felder gesichert blieben vor Wildschaden. Dieser prächtliebende Fürst, der mit seinem Vorgänger die Vorliebe für schöne Forsten und Jagden theilte, erbaute unter der geschickten Leitung seines Baumeisters Kaspar Treß 1542 das Jagdschloß Grunewald und hier bei Potsdam an der Grenze zwischen Teltow und Zauche das Jagdzeughaus unweit der heutigen Oberförsterei Potsdam. Damals erstreckte sich das eingehegte Gebiet von der Nuthe über die Brauhäuserberge durch die Havel bis zum Tornow. Es hieß der „Thiergarten“.

Diesem Wildpark widmete der große Kurfürst seine besondere Sorgfalt und gab ihm folgende Gestalt: Das Gitter begann westlich von der Teltower Brücke, umschloß den damaligen Weinberg, jezt Brauhäuserberg genannt, lief an der Havel entlang durchs Wasser nach der Tornow-Halbinsel, hegte diese ein, ging dann wieder durchs Wasser nach dem hohen Ufer diesseit Templin, stieg dann am Ufer aufwärts, überschritt den Kaputer Weg, nach einiger Zeit den Kreuzpunkt der Wege von Brück, Belzig und Langertwisch, verfolgte dann den Langertwischer Weg, umging den Teufelssee bei den Naverbergen, lief durch das Springbruch nach der Rehbrücke auf der Straße nach Saarmund, verfolgte dann die Richtung durch die Brühlhaid um die Mühlenwiese, überschritt bei der Neuenburg die Nuthe, wendete sich nach Dreißig, und ging dann durch das Revier beim heutigen Jagdschloß Stern bis zum Dorfe Neuendorf, überschritt hier abermals die Nuthe, unweit der Stelle, wo heute die Berlin-Potsdamer Eisenbahn die Nuthe kreuzt, verfolgte dann die heute Alte Königsstraße bis zum Ausgangspunkt bei der Teltower Brücke.

Der Haupteingang war am Hatendamm, wo heute die Oberförsterei steht. Sonst führten noch verschiedene Straßen durch den Park, die, seit Jahrhunderten entstanden, noch heute dieselben sind. Außerdem waren an verschiedenen Stellen Einsprünge angelegt. Nämlich in der Mitte des Wildparks hatte der Kurfürst ein Schießhaus errichten lassen, von dem fünf gerade Durchhaue sternförmig ausgingen bis an die Grenze des Parks. — Unweit des Haupteinganges stand das Jagdzeughaus. Es wird noch eines Schießhauses mit Scheibensand Erwähnung gethan, das an der Belziger Landstraße gestanden haben soll.

Außer diesem großen Thierpark legte der große Kurfürst noch einen zweiten kleineren an, der ungefähr den heutigen Park von Babelsberg bedeckte. — Beide Wildgärten wurden mit einer großen Menge von Jagdhieren besetzt. So kamen aus Preußen Elenne hierhin, die in den Brücken an Havel und Nuthe wohl gediehen, auch Auerhähne für die höher gelegenen Dickichte lieferte Preußen, und aus der Lausitz kamen Viber, welche an dem steilen Ufer der Nuthe ihre kunstreichen Bauten anlegten.

Der Sieger von Jechbellin benutzte diese großen Wildräume gar gern zur Ausübung der Jagd auf Füchse und Bären.

Nicht mindern Beifall fanden die deutschen Reijagden. Man sammelte zuvor durch ein verlorenes Treiben das Wild, dirigirte es in den Bannkreis aufgehängter und gestellter bunter Lappen, ängstigte es immer mehr in den Abjagungsfügel hinein, hob dann das Laufloch und sendete endlich unter die wild davon eilende Schaar aus dem Jagdschirm das tödliche Blei. — Auch die Sauhatz stand häufig auf der Tagesordnung, jene Mode, den Reiter in einem von Pressnetzen umzogenen Raum zu erlegen. Häufig begleiteten die Damen in schwerfälligen Carossen die Jäger, ja es gibt begründet, daß die Kurfürstin einst bei der Jagd im Thiergarten sich ein Gewehr reichen ließ und einen Hirsch, der in die Nähe des Fahrtweges kam, mitten durchs Herz schoß. Da der Hirsch trotz dieses Meisterschusses für kurze Zeit wieder auflebte und umherlief, bevor ihm ein zweiter Schuß den Garous machte, so veranlaßte dieser Vorfall den Leibarzt Bernhard Albinus zu einer gelehrten Dissertation über den Schuß, die noch vorhanden ist.

Das erlegte Wild wurde sodann, damaliger Sitte gemäß, auf einem mit Jagdsüden bemalten, mit Bräuen ausgelegten Pirschwagen, das Haupt voran, nach dem Schlosse gefahren und häufig auf der Stadtwaage gewogen. So findet man in Stadtwaagebuch von 1676 vermerkt: „Am 24. December, Abends 6 Uhr, haben Kurfürstliche Durchlaucht im Beisein des Oberjägermeisters von Oppen und des Grafen von Dönhoff ein wildhauend Schwein wiegen lassen, hat gewogen 4 Centner.“

Havel und Nuthe boten außerdem in ihren schiffigen Buchten hinlänglich Gelegenheit zur Wasserjagd. Die Schützen fuhren in einem Boote, das von einem Laubschirm mastirt war, und überraschten so Hirsch oder Gamm im Sumpfe. Obgleich zu den Zeiten Friedrich Wilhelms die Falkenjagd fast außer Brauch gekommen war, hielt doch der Fürst einen hoch besoldeten Falkonier. Die Niederungen an der Nuthe boten vielfach Gelegenheit zu dieser aus der Ritterzeit stammenden Jagd, und die Reiterbeize bot dem waghalsigen schneidigen Reitermann zu schöne Gelegenheit, sich als stolzen Reiter zu zeigen, der vor keinem Hinderniß scheute. Auch zu ernstem Wolfsjagden, zu welcher die umwohnende Bevölkerung als Treiber entboten wurde, fand sich damals noch häufig Gelegenheit. Die Mark war in jenen Zeiten von diesem Raubthier noch häufig heimgesucht. Das alte Stadtbuch Potsdams erzählt uns, ebenso das alte Kirchenbuch der St. Nicolaiskirche, daß Wölfe bis in die Stadt kamen und Schaden an Menschen und Vieh anrichteten.

Nach dem Tode des großen Kurfürsten erscholl der Hörner Ruf und das Galali seltener im großen Thierpark. Der Monarch interessirte sich mehr für das Gebiet auf der Insel Potsdam bei Barnim, Golln, Gelte. Er begründete die erste Anlage des Entenfanges westlich der Pirschhaide beim Gallin, die sein großer Enkel, Friedrich II. vollendete und die noch heute besteht. Die von seinem Vater angelegten Kaninchenhege auf der Pfaueninsel und dem Wentorf, Kaput gegenüber wurden dagegen im Stande gehalten, ebenso die beiden Fasanerien bei Potsdam. Die größere diente einem ähnlichen Zwecke wie der zoologische Garten; in ihr unterhielt man außer Fasanen und Schwänen allerlei fremde und seltene Vögel und anderes Gethier. Auch Biber wurden wieder in die Nuthe gesetzt und in den Thierpark am Babelsberg, und 1707 verschärfte man die Verbote über das Wegschießen derselben.

Im Krönungsjahr 1701 aber wurde der vom großen Kurfürsten eingelegte große Thierpark auf dem linken Havelufer ganz aufgehoben und nach dem rechten Ufer verlegt. Die Thiere wurden vom Tornow aus durch die Havel gejagt nach dem gegenüberliegenden Ufer der Pirschhaide, was bei der großen Anzahl derselben ein überaus imposantes Schauspiel gewähren mußte. Ueber den Schaden, den die auf der Insel Potsdam überall frei herumlaufenden Thiere verursachten, klagten bald sämmtliche Ackerbesitzer, auch die Müller von Gelte und Barnim wegen Hemmung des Verkehrs durch das Gehege. Der König bestimmte daher durch Cabinetsordre die Entschädigung für die Benachtheiligten.

Wald nach Antritt seiner Regierung 1713 kam Friedrich Wilhelm nach Potsdam, um hier in Person seine Güter zu revidiren. Für seine Lust am Jagen läßt der König sogleich eine mächtige Waldstrecke auf dem rechten Nutheufer, also im Teltow, zwischen den Dörfern Glinde, Gütergoh, Standsdorf und Rudow einhegen. Tannwäld, Hehe und Säue bevölkerten ein Gebiet, das an Umfang dem vieler kleiner deutscher Fürstenthümer nahezu gleich war.

Mitten in ein solches Lustrevier erbaute sich der König sein Jagdschloß. Aber nicht im Stile der barocken Renaissance seiner Vorgänger, der Joachims, ohne Thurm, Zwinger und Wallgraben, ohne spitzgiebiges Dach mit knarrender Wetterfahne und Haube erhebt der Bau — nein, in dem von ihm mit Vorliebe überall in seinen Bauten gewählten holländischen Baustil. — Es ist ein simples, schmuckloses holländisches Haus von rothen Backsteinen,

und die Bezeichnung „Schloß“ ist geradezu eine kühne That. Dennoch entbehrt das rothe Häuschen in seiner Waldeinsamkeit nicht eines gewissen anheimelnden Reizes.

Das zweigeschoßige Haus ist 1714 erbaut und nur 16 Meter lang und 8½ Meter breit. Vor seinem nördlichen Giebel liegt vorzugslich ein mit Backsteinen gepflasterter vierediger Platz, den man erst überschreiten muß, ehe man durch die Hauptthür im Giebel in den zu ebener Erde gelegenen Saal gelangt. So wird des Eintretenden Fuß frei von Sand und Schmutz. Aus demselben Grunde hat der Baumeister auch vor der zweiten und letzten Thür, die an der Seite ins Haus führt, ein eben solches nur viel kleineres Steinpflaster gelegt. Tritt man vor den Haupteingang im Giebel, so erblickt man neben der Thür rechts und links je ein großes oblonges Fenster und drei dergleichen im zweiten Geschloß. Ueber der Thür zeigt ein sternförmiges Fenster in seiner mittelsten Scheibe den Stern zum schwarzen Adler-Orden mit der bekannten Devise und der Jahreszahl 1714 eingegriffen. Ein ebenso gestaltetes Fenster zielt die Spitze des nach holländischer Manier in Schnörkeln ausgeführten Giebels. Der Saal nimmt die ganze Breite und fast die Hälfte des Hauses ein. Vor dem holländischen Ramin steht ein langer einfacher Holztisch, an den hölzernen Wänden rings umher aber 40 eichene Stessel. Die Fensterpfeiler tragen die abgeworfenen Geweihe eines weißen Hirsches, der unter dem Namen „der große Hans“ bekannt und geürchtet war, der aber zuletzt um seiner Bosheit willen seinen freilich nicht jagdgerechten Tod unter dem Messer eines Schlichters fand, den er angefallen hatte. Es muß ein kapitaler Hirsch gewesen sein, wie seine 22 bis 23 Endigen Geweihe beweisen, vor denen fünf Stück den Saal decoriren. Außerdem zieren noch fünf Delgemälde den Raum, die den König darstellen auf der Rebhühnerjagd, Hirschhege und Sauhege.

Betritt man das Schloßchen durch die Seitenthür, so empfängt uns zunächst ein kleiner Flur, zur Rechten ein Wohnzimmer und Schlaßgemach, zur Linken der Jagdsaal. Geradaus gelangt man in eine mit Fliesen belegte sehr saubere Küche; darin sind zur Rechten in beiden Ecken die Anrichtentische, zur Linken der Herd und zunächst der Thür der Schrank für das einfache Tafelgeräth. — Das Wohnzimmer ist schmucklos mit Eichenholz getafelt und mit eben solchen Meubles besetzt; ebenso das Schlaßgemach, in dem ein breites hölzernes Ruhebett in einer Wandnische sich befindet, vermuthlich, um in Kleidern und kühl darauf ausruhen zu können. Die ganze Einrichtung ist spartanisch einfach und nüchtern, ganz dem Charakter des Königs angemessen.

Ungefähr 50 Schritte vor dem Saalgiebel hatte der Monarch einen Brunnen graben lassen, von dem 14 Aeste sternförmig ausstrahlen, wesshalb auch die ganze Anlage den Namen „Stern“ erhielt. Von diesen Aesten empfing jede ihren Namen. Man darf wohl annehmen, daß der Zweck dieser langen schnurgeraden Pfade war, die bei der Parforcejagd versprengten Reiter wieder zu sammeln. — Es hatte nämlich nach den Tagen des großen Kurfürsten die aus Frankreich stammende Parforcejagd bei uns sich eingebürgert. Bei dieser Jagd wurde der Hirsch hierlich aufgespürt, durch vorgelegtes Relais nach Rathmachung geschert, und dann von leichtbitternen Jägern und der Meute verfolgt, bis er endlich auf seiner angstvollen, entseßlichen Flucht erschöpft zusammenbrechend, unter Hörnerschall den Gnadenstoß des kühnen Reiters empfing. Diesem Jagdsport war der König besonders hold. Er hielt deshalb eine zahlreiche Jagomeute auf der großen Fasanerie bei Potsdam, da, wo heute das Terrain der Unteroffizierschule sich befindet; und von dieser Zeit an hieß die Fasanerie der Jägerhof und das Thor am Ende der Lindenstraße, gekrönt mit dem von Hunden gedeckten Hirsch, das Jägerthor. Die Fasanenzucht verlegte der König nach der sogenannten kleinen Fasanerie, wo jetzt der Rehgarten von Sanssouci ist.

Es gab keine Art von hoher Jagd, die Friedrich Wilhelm I. nicht übte. Vortrefflich waren alle deshalb getroffenen Einrichtungen, namentlich seine Parforce-Jagd-Rüchse, die leicht beweglich, jeden Augenblick und allerorts zur Verfügung war. Zweimal in der Woche versammelte er sich mit seinen Offizieren zur Hez- und Parforce-Jagd, da er diese Jagden als die beste Schule zur Ausbildung eines flotten und schneidigen Reiters ansah. Von Berlin ritt oder fuhr der König, trotz der sandigen Wege, nach seinem Jagdrevier beim Stern stets in weniger als zwei Stunden. Die abgeworfenen Hirschgeweihe der königlichen Forsten waren an zwei Edelleute für jährlich 3 000 Thaler verpachtet.

Mit der Leidenschaft für die Jagd verband sich nothwendig die Liebe zum Wald und die Sorge für Pflege und Erhaltung desselben. Der noch in unsern Tagen blühende Forstbiefstahl wurde in jener Zeit des größeren Holzreichthums und bei der geringeren Zahl von Forstbeamten noch schwungvoller betrieben, so daß zur Verbütung desselben der König eine dralonische Ordre erließ: wonach Forstrevolver beim ersten Male in Spanbau vier Jahre larren sollen, das zweite Mal aber aufgehent werden!

Unter König Friedrich II. schlummerte der Diana-Cultus fast ganz. Der Monarch war zuviel Philosoph, um an diesem Sport Vergnügen finden zu können. Dagegen zog Friedrich Wilhelm II. wieder mit Mäden und Braden hinaus zum frischen fröhlichen

Jagen, und noch in den Drangsalen des Vaterlandes waren es die Söhne des derartigen Vergnügens wenig hold gesinnten Friedrich Wilhelm III., außer dem Kronprinzen, nachmaligen Friedrich Wilhelm IV., welche wieder Waldmamsamses pflegten. Namentlich war es der Prinz Karl in Klein-Glincke, der die Parforce-Jagden beim Potsdamer „Stern“ und im Grunewald wieder zu neuem Leben erweckte. —

Zur Jahre 1829 bezog eine werthvolle, englische Jagdmeute den neu erbauten Jägerhof im Park des Prinzen Karl in Klein-Glincke, und von nun an ertönt im grünen Hag „zur Zeit, wo es im Walde am Schönsten ist, wenn laut die Hirsche schreien, das Laub sich färbt, und durch die bunte Halbe der frische Herbstwind streicht“ — frohes Jagdflingen, „Geläute und Halali“.

Auch in Zukunft wird „helles Geläut“ und „Halali“ im harzduftenden Tann erschallen, hat doch des Kaisers Enkel, Prinz Wilhelm, der künftige Thronerbe, die Führung der Parforce-Jagden an Stelle seines heimgegangenen Oheims, des Prinzen Karl, übernommen! So wird voraussichtlich das Schloßchen Stern noch viele, viele Jahre, wenn der Herbst die Blätter bunt färbt und der Hirsch schreit, die Waldmänner in seinem Saale sich sammeln sehen, um unter Führung eines Hohenzollern hinauszuflürmen durch den stillen Forst, der Jährte des Schwarzwildes nach! —

### Der fürstliche Vetter in Schwedt.

Historische Novelle von W. Wegergang.

21. Die Laune des Kosakenführers war keine rothe; hatte ihn schon die Täuschung, die er von seiner Wildenrucher Führerin erfahren, in Zorn versetzt, so machte die Aussicht, daß ihm auch das erhoffte Beutegeld entgehen könne, ihn vollends wild. Er stellte in seinem Gedächtniß die Aussagen des Mädchens zusammen, die sie ihm bei ihrer Unterredung im Pfarrhause gemacht, und dabei kam ihm die alte Dorfrrau in den Sinn, die er aus irgend einem Verwahrsam des Schloßes hatte befreien sollen. Wie, wenn ihm die Alte auf die Spar des Markgrafen hülfte? Jedensfalls lohnte es sich der Mühe, nach ihr zu suchen. Er kehrte in die Halle zurück, sich nach dem Vorhandensein und der Lage des Verwahrsams zu erkundigen, und da nach der Meinung der Dienerschaft diese Auskunft den Markgrafen nicht gefährden konnte, so wurde sie bereitwillig erteilt. Vom Schloßwart geführt, machten sich die Russen auf's Neue auf den Weg. —

Zwischen hatte der Markgraf richtig seinen Weg zu der Zelle der Mutter Ube gefunden. Das Schießen in den Straßen hatte auch die Alte vernommen, und durch den Eintritt des Markgrafen wurde ihre Nervosität nicht wenig gesteigert. Was mochte er von ihr wollen, daß er zu später Stunde in eigener Person und ohne die übliche Begleitung sie aufsuchte? Doch schnell erkannte sie, daß ihr Besucher sich in ungewohnter, nur mühsam verborgener Aufregung befand, und sofort kam ihr der Gedanke, davon Nutzen zu ziehen.

„Nun, alte Heye?“ fragte der Markgraf, indem er die kleine Blendlaterne, die er mitgenommen, auf den plumpen Tisch stellte und die Schlüssel daneben legte. „nun, wie schmeckt Ihr die Gast? He, ist Sie mürbe, und will Sie bekennen? Dat Teufelzeug genug getrieben!“

„Keiner treibt es anders, als ihm gegeben ist; auch Hoheit nicht!“ lachte die Alte spöttisch. „Werum soll ich mein Wissen nicht üben dürfen?“

„Ander zu verderben, wie? Werden ihr das Handwerk bald

genug gelegt haben!“ So polternd der Ton des Markgrafen klang, die Stimme hatte die sonstige stolze Sicherheit nicht. Es schien der Gefangenen, als lauschte er, ob nicht von draußen Geräusch hörbar werde.

„Gehete Sie's nur,“ rief er von Neuem, „Sie verfehlt die schwarze Kunst! Wohin hat Sie der Rosenfeld, den falschen Messias verschwinden lassen?“

„Einen Menschen verschwinden zu lassen ist nicht so schwer,“ entgegnete die Alte, voller Hohn auf sich selber deutend; „sich selber unsichtbar zu machen, ist schwerer.“

„Und unserm Erbprinzen,“ forschte von Neuem der Markgraf, indem seine Stimme leise zitterte, wie stets, wenn er des verstorbenen Sohnes gedachte, „unserm Erbprinzen hat Sie ein böses Tränkein gegeben, — wie?“

Zu diesem Glauben wollte die Alte ihren Widersacher denn doch nicht lassen. „Nein,“ erwiderte sie entschieden, „über die jungen, unschuldigen Wesen, die noch keine Sünde begangen, haben wir keine Macht.“

„Ueber die alten Sünder denn? Weiß, woher ist Ihr solche Kunst geworden? Woher ist Sie überhaupt selber in's Land gekommen?“

„Woher ich gekommen bin? Aus Frankreich, wie Ihr wißt! In den russischen Steppen aber stand meine Wiege.“ — setzte sie auf's Gerathewohl hinzu, — „dort wo das Reich des großen Czaren an das Morgenland grenzt, wo die Weisen daheim sind. Ihr wißt es wohl aus Eurer Kinderzeit, — auch aus der Bibel könntet Ihr's wissen, — daß dorther die Weisen und Zauberer gekommen. Noch jetzt kommt dort Mancher die geheimen Kräfte der Kräuter und weiß die Sterne zu deuten.“

„Aus Ausland, ah!“ rief der Markgraf, unwillkürlich einen Schritt zurückweichend. „Da hat Sie uns wohl den infamen Hunden verrathen?“ Aber schnell sich besinnend, knüpfte er wieder an die Rede der Alten an: „Nun, wenn